

ERIC DOYLE

1938 in Bolton, England, geboren. 1954 Eintritt in den Franziskanerorden. 1961 Priesterweihe. Studium der Theologie in Rom. Dort 1964 Promotion zum Dr. theol. Seitdem Lehrtätigkeit am Studienhaus der Englischen Provinz der Franziskaner-Minoriten. Mitglied des Department of Graduate Theology an der St. Bonaventura University in New York. Im Sommer 1981 dort zu Gastvorlesungen. Mitglied der Anglikanisch/Römisch-Katholischen Arbeitsgruppe zur Frage der Frauenordination (Arbeitssitzungen 1975 in Assisi und 1978 in Versailles). Mitarbeit im Hörfunk-Programm der BBC und bei privaten Fernsehanstalten. Leiter von Exerzientien für Priester und Ordensleute an den verschiedensten

Orten in Großbritannien. Autor von wissenschaftlichen Beiträgen zu theologischen, geistlichen und historischen Themen in: *Speculum*; *Archivum Franciscanum Historicum*; *Franciscan Studies*; *The Clergy Review*; *Review for Religious*; *The Tablet*; *The Sower*; *Doctrine and Life*; *Religious Life Review*. Sein Buch *St. Francis and the Song of Brotherhood*, das einen Versuch darstellt, mit Hilfe der im «Sonnen-gesang» enthaltenen Lehre von der Brüderlichkeit etwas über die Umweltkrise zu sagen, wurde in England zum Bestseller. Soeben ist auch eine amerikanische Ausgabe erschienen. Derzeit Arbeit an einer englischsprachigen Ausgabe der Predigten Bonaventuras über Franziskus und einer Christologie. Anschrift: Franciscan Study Centre, Giles Lane, Canterbury, Kent CT2 7NA, England.

Zum Abschluß

Christian Duquoc

## Franziskus: Der theologische Wert einer Legende

Franz von Assisi ist nicht vergessen: Die Aufsätze in diesem Heft bezeugen, wie sein Einfluß andauert. Franz ist ein Mensch des dreizehnten Jahrhunderts. Und doch erscheint er uns in dieser langen Zeit, die zwischen ihm und uns liegt, und trotz des enormen kulturellen Unterschiedes dennoch nicht als ein Fremder. Er berührt uns. Vielleicht wurden manche unserer Zeitgenossen gerade durch ihn wieder zum Evangelium bekehrt. Er ist mutig und dennoch ruhig, mit einer unzerstörbaren Hoffnung den Herausforderungen seiner Zeit entgegengetreten. In einigen dieser Herausforderungen erkennen wir die Probleme und Fragen, die uns bedrängen, wieder. Auch wenn wir von ihm keine Antworten erwarten können, haben wir das Gefühl, daß er uns noch unbekannte Wege öffnen kann.

Franz war weder Theologe noch ein Mensch der strengen Lehre, noch ein Organisator. Er war ein Jünger Jesu. So hat ihn seine Zeit gesehen und so lebt er bis heute weiter. Was von ihm

erzählt wird, wird nicht ganz durch die Geschichtswissenschaft abgedeckt. Diese will kritisch sein und läßt es nicht zu, daß eine Persönlichkeit der Vergangenheit aus dem Dickicht der Geschichte als lebende Gestalt hervortreten kann. Es ist nicht die Wissenschaft, die jemanden zum Helden oder Heiligen macht, oder die die Erinnerung an Gestalten aus der Vergangenheit als Helden und Heiligen bewahrt. Wohl aber kann das die Legende. Die Legende des heiligen Franziskus hat die Geschichte des Westens auf unauslöschliche Weise geprägt. Sie aktualisiert, was Franz getan hat und war und was sonst unwiderruflich verloren wäre. Keine genaue, wissenschaftliche Berichterstattung der Ereignisse in seinem Leben und seiner Taten hätte eine solche große, gesellschaftliche und historische Wirkung haben können. Ohne die Legende wäre Franz ein Christ wie die anderen gewesen. Er wäre nicht derjenige gewesen, dem man hätte ähnlich werden wollen. Dieser Unterschied zwischen der Legende und der wissenschaftlichen Geschichtsschreibung, den man besonders merkt, wenn es sich um die unterschiedliche sozio-historische Wirkung handelt, lädt ein, die Notwendigkeit einer Theologie zu unterstreichen, die einige heute eine narrative Theologie nennen.

Die Helden leben nur in der Legende weiter. Was wären in Lateinamerika oder in Europa heute noch ein Che Guevara oder ein Camilo Torres ohne das begeisterte und fast hymnische Reden, in dem ihre Persönlichkeiten weiterleben und ihre Taten zu Symbolen der nahenden Be-

freierung werden? Nur dadurch, daß jemand sich in die kollektive Erinnerung vieler einprägt, wird er zum Helden. Ich will damit nicht die Wirklichkeit ihres Mutes in sehr gefährvollen Situationen und gewagten Unternehmen leugnen. Aber nicht so sehr ihr Mut selbst läßt diese Gestalten in die Geschichte eingehen als das Gerücht, das die Kunde dieses Mutes verbreitet. Ein unbekannter Soldat hat Goliath getötet. Die Legende hat diesen Erfolg gegen die Philister David zugeschrieben: Das Gerücht hat aus David einen Helden gemacht. Die wissenschaftliche Geschichtsschreibung kann versuchen, dem unbekanntem Soldaten seine mutige Tat wiederzuschreiben, indem sie sie ihm wieder zuschreibt. Dennoch kann sie David nicht seinen Ruhm nehmen. Er wird als der Besieger der Philister in der Erinnerung bleiben, und dieser Titel wird seiner Dynastie die große Zukunft öffnen, von der die Prophetie spricht.

Authentische Christen, die ihre Zeit beeinflussen und die Richtung ihrer Entwicklung verschoben haben, mögen unbekannt geblieben sein. Gelehrte Arbeiten mögen sie einer Vergessenheit entrücken, die sie nicht verdient hatten. Die Wissenschaft mag meinen, hier das letzte Wort zu haben. Die ganze Gelehrtheit aber, die aufgewandt wird, um das kollektive Gedächtnis wieder an diese Gestalten zu erinnern, führt nur zu der Feststellung ihrer Vergeblichkeit: Die Gestalten, an die sie erinnern wollte, gehen wieder in der Vergessenheit verloren, in der sie schon zuvor verschwunden waren. Ohne die Legende bleibt die Geschichte nur ein Zeitvertreiber: Sie mag große oder durchschnittliche Persönlichkeiten aus der Vergangenheit einen Augenblick lang wieder ins Leben rufen. Sie macht aber niemanden zum Helden oder zum Heiligen. Sie läßt auch keine kollektive Erinnerung entstehen. *Vox populi, vox Dei*, sagte man früher. Der Vatikan macht niemanden zum Heiligen, sondern stellt nur die Kraft einer Legende fest, die mit einer bestimmten Gestalt verbunden wird.

Franz lebt in der Legende, daher lebt er auch in unserer Geschichte. Fesselnde Geschichten, die von ihm erzählt wurden, ließen ein originelles Verhalten und eine im dreizehnten Jahrhundert subversive Praxis universal werden. Wie eine narrative Arbeit sich mit Jesus auseinandersetzt und das Bild von ihm prägt, so war es auch mit Franziskus. Durch die Erzählung wurden beide ein wichtiger Faktor in der Geschichte und in der Gesellschaft. Von dem Gewicht dieses Faktors

wird die Logik unserer weiteren Überlegungen bestimmt, die in dieser Weise aufeinander folgen: Verewigung und klassische Theologie, die narrative Differenz, die gestaltende und verändernde Erzählung und Praxis.

### I. «Verewigung» und klassische Theologie

Es sind die Bilder, die Ikonen, die Gemälde, die Offenbarung von Heiligkeit sind. Sie entziehen sich der Zeit oder halten sie an. Heilig sein, das heißt: das Recht haben, in die Verklärtheit der romanischen und gotischen Skulpturen und die Hieratik der byzantinischen Ikonen einzugehen. Was heilig ist, entzieht sich der Zeit. Die sakrale Kunst widerspiegelt aber eine Herrlichkeit, deren Quelle außerhalb dieser Welt zu finden ist. Sie verfügt über ein Licht, das von einem anderen Ort herkommt.

Die klassische Theologie ist die Weise, auf die diese Kunst zur Schrift wird. Sie ist aus der mittelalterlichen, ontologischen Anstrengung, das Wesen des Seins zu erforschen, entstanden. Sie widmet sich dem Ewigen und findet bei ihm ihren Ort. Sie schließt die Zeit aus. Das Zufällige, Nichtwesentliche interessiert sie kaum. Sie fragt nach dem Wesen der Dogmen, der Tugenden, des Christentums. Ihr Denken nährt sich von *der Armut, der Freiheit, der Wahrheit*, es geht aber *nicht* vom armen, freien, wahren Menschen aus. Wie die Statuen unserer Kathedralen und romanischen Kirchen zeigt diese Theologie uns Modelle und Paradigmen, stellt uns Beispiele vor Augen, prägt Typen. Was aber tatsächlich geschieht, was tatsächlich entsteht oder sich verändert, hält sie außerhalb ihres Denkens. Oder wenn sie es betrachtet, dann ist es, um es zu fixieren und erstarren zu lassen.

Wo hätte Franz in einem solchen Denken einen Platz haben sollen? Nur reduziert zur Ikone, als Hinweis auf etwas Ewiges, als anschauliches Beispiel konnte er dort einen Platz haben. Franz zeigt Frau Armut: Er läßt das Wesen selbst der Armut sehen. Diese Wesenheit bringt eine Bewegung der Armen zum Stehen, fixiert sie, nimmt dem ersten Protest und der ersten Tat der Entsagung in dem geschäftigen Handelsstädtchen Assisi ihre Konkretetheit und dadurch auch ihre Wirklichkeit. Die Armut, die zu einer Wesenheit der Armut reduziert ist, läßt zur Betrachtung, zur Kontemplation ein. Sie ruft nicht zur Tat auf.

Auf die Gefahr hin, die Verhältnisse zu schematisch und zum Teil auch ungerecht darzustellen: Die klassische Theologie, deren Wesen und Traum sich im gehauenen Stein der gotischen Kathedrale und in der hieratischen Würde der Gestalten der Ikone zum Ausdruck bringen, d. h. sich in der Gegenwart des Vergegenwärtigten, in seiner Ewigkeitsdimension einschreiben, stützt sich auf bestimmte gesellschaftliche Voraussetzungen und unterstützt diese ihrerseits auch wieder selbst. Sie wird zur Mitverantwortlichen, zur Komplizin einer Ideologie und einer entsprechenden gesellschaftlichen Ordnung, die vom Ewigen getragen und gestützt werden. Da das Ewige immer dasselbe bleibt, im «Selbst» wohnt, legitimiert es die bestehende Ordnung und schreibt so den gesellschaftlichen *Status quo* fest. Es geschieht nichts Wichtiges, nichts, worüber es sich lohnt nachzudenken, was nicht die Widerspiegelung des Ewigen wäre. Nichts verdient, in der flüchtigen Folge der Zeit, in der der Mensch lebt, aufbewahrt zu bleiben, wenn es nicht schon in seinem Erscheinen Manifestation des Ewigen wäre.

In einer solchen Perspektive steht Franz für die Armut oder oft gar für die ökologische Unschuld. Er begeistert, fasziniert, schenkt Sicherheit. Er ist zu der Welt der platonischen Ideen aufgestiegen. Man kann sich sein Bild ansehen, in dem sich die ewige Schönheit der Unschuld widerspiegelt, die die schöne Natur betrachtet und vom einfachen Evangelium lebt. Ein solches Bild stärkt und ermutigt jeden dort, wo er steht. Das Wesen der Armut ist eine heilige Wirklichkeit. Man kann sie ehren, wie man die Liebe Christi ehrt. Sogar der Wolf von Gubbio weiß das Ewige zu erkennen und zu ehren.

Es besteht hier eine gegenseitige Verbundenheit, ja Komplizenschaft zwischen dem Anhalten der Zeit und ihrer Beschwörung im mittelalterlichen Gemälde oder in der mittelalterlichen Skulptur und der Festlegung der Begriffe, die das Ewige vergegenwärtigen: Da die Zeit die Dinge nur auf akzidentelle, nicht wesentliche Weise verschiebt, bleibt alles grundsätzlich auf seinem Platz. Alles ist entschieden und geklärt, alles ist ruhig, als ob die Modelle der Tugenden im Himmel betrachtet werden könnten und Beispiele vorhanden seien, in denen sie sich zeigen und erkannt werden, als ob eine wahre, übergeordnete Welt auch schließlich den endgültigen Sieg dieser gefallenen Welt gegen die Zeit garantierte und besiegelte.

Wenn man aber nur die Wesenheit der Armut betrachten und definieren will, was sie nach dem Evangelium ist, wenn man nur auf der Ebene der Begriffe und deren Weiterentwicklung bleiben will, verfehlt man das, was Franz war. Er war keine Ikone, nicht die starre Gestalt eines Gemäldes, kein Beispiel oder Modell. Wenn er in eine Ordnung integriert wird, in der die Zeit und die Geschichte das Fremde, das andere sind, das ferngehalten werden muß, verwirft man Franz von Assisi, auch dann, wenn man ihn verehrt. Ihn kanonisieren kann heißen: ihn banalisieren. Kurz: Franz hat keinen Platz in der klassischen Theologie: Er ist in der Legende zu Hause, nicht in der Vergegenwärtigung des Ewigen.

## II. Die narrative Differenz

Franz wohnt in der Legende. Erinnern wir uns an den Aufsatz von F. de Beer über die Begegnung zwischen Franz und dem Sultan. Diese Begegnung hat Franz' Zeitgenossen verwundert. Sie haben versucht, die subversive Wirkung dieser Begegnung dadurch zu neutralisieren, daß sie ihr mit ihrer Begrifflichkeit und in ihrem Beziehungsrahmen eine Bedeutung gaben. In Wirklichkeit kann diese Begegnung in keinen Rahmen eingeordnet werden, weil sie sich nicht mit den Vorstellungen und den Interessen bezüglich der Kreuzzüge in Einklang bringen ließ. Die Kreuzzüge wurden sowohl von christlicher als von muslimischer Seite mit dem kosmischen Kampf zwischen dem Guten und dem Bösen in Zusammenhang gebracht. Jede Seite meinte zu wissen, wo sie stand, denn alles war dadurch in Ordnung, daß der Soldat, der sein Schwert zog, meinte, von Gottes Arm bewaffnet zu sein.

Franz begegnet dem Sultan. Für ihn zählte die Klarheit des apokalyptischen Kampfes nichts, er hält nichts von einer Geographie, die das Gute und das Böse ortet. Für ihn bewaffnet Gott weder den muslimischen Soldaten noch den christlichen. Jeder bewaffnet sich selbst aus Interessen, die nicht die Interessen Gottes sind. Die Zeit zählt wieder. Die scheinbare Ewigkeit der Ordnung wird verworfen. Durch die Tat von Franz wird die Geschichte wieder möglich.

Wenn man das, was Franz tat, mit dem vergleicht, was Dominikus in dem Kampf gegen die Katharer einem Gerücht zufolge tat, wenn dieser nach der Inquisition rief, die eine Politik der Intoleranz gegenüber denjenigen werden sollte, die sich dem offiziellen Denken nicht beugten,

dann kann man etwas von dem enormen Unterschied zwischen der Tat von Franz von Assisi, der in nichts der Logik seiner Zeit entspricht, und der eines Dominikus ermessen. Dem Ruf des Dominikus entsprach nur allzuviel in den gesellschaftlichen Verhältnissen seiner Zeit.

Franz eröffnet der Hoffnung die Möglichkeit, der ständigen Wiederkehr des Kampfes zwischen dem Guten und dem Bösen, eines rein abstrakten Kampfes, wenn es ihn überhaupt gibt, ein Ende zu bereiten. Dominikus dagegen bleibt bei dem absoluten Gegensatz zwischen der Wahrheit und dem Irrtum. Aus einer solchen Haltung wird die Intoleranz geboren, die die Vernichtung des nicht Tolerierten anstrebt. Die Tat des Franz von Assisi bleibt in der Erinnerung. Den Kreuzzug gegen die Katharer dagegen versucht man, so schnell wie möglich zu vergessen. Er wird übrigens dann auch nur als eine Episode in einem Kampf betrachtet, der sich hunderte Mal wiederholt und in dem auch die unterschiedlichen Parteien Vertreter von etwas Bleibendem sind.

Die Erzählung bricht mit der starren Ewigkeit, mit dem Äternismus der klassischen Theologie. Sie erinnert an Taten, die, eingeschrieben in der Zeit, eine Zukunft in einer Geschichte gestalten, die etwas anderes ist als die Wiederholung von Gestalten des Ewigen, welche die Fortdauer einer unabänderlichen Ordnung garantieren. Franz ist keine Veranschaulichung der Geschehnisse einer Frau Armut, sondern er entscheidet sich gerade in einer Zeit, in der die feudale Ordnung sich zu zersetzen anfängt, und im Kontext einer aufstrebenden Handelsbourgeoisie dafür, arm zu sein. Nicht die Armut in sich ist ihm wichtig, sondern ein Verhalten, das gegen eine Gesetzmäßigkeit angeht, die die Mächtigen und Reichen als solche sichern und der Gesellschaft auflegen wollen. Gerade in dem Verhalten von Franz wird der latente Götzendienst in dem Verhalten und den Bestrebungen der Mächtigen und Reichen offensichtlich.

Was Franz tat und was man immer neu erzählen wird, kann nicht wiederholt werden. Es ist einmalig. Man kann sich nicht zweimal vor dem Bischof und dem eigenen Vater ausziehen und auf alles verzichten: dann würde die Geste zu einem Theater. So scheint es mir auch eine Illusion zu glauben, daß ein Orden oder eine Institution die Armut durch eine Regel absichern kann. Die Armut hat keine Wesenheit, die in einer Regel konkrete und sichere Gestalt annimmt. Entweder geht diese Armut dann an den

Umständen vorbei, oder sie wird zum Theater, gehört zur Ordnung der Vergegenwärtigung des anderen, hört auf, etwas Schöpferisches und Tat zu sein.

Man kann an Taten und Ereignisse, die subversiv waren, erinnern. Man kann sie nicht als Normen institutionalisieren. Sie ermöglichen die Kreativität, das schöpferische Entstehen des Neuen, wenn man von ihnen erzählt. Wenn sie aber offiziell und legalisiert werden, verlieren sie ihre Überzeugungs- und Wirkungskraft. Die Erzählung dagegen ist eine Garantie dafür, daß sie ihre Aktualität, ihre Wirkung und ihren Einfluß bewahren.

Mir scheint, daß eine Ordnung, die etwa ein Erbe der Armut in einer Institution monopolisieren will, die Folgen einer wirklichen Erzählung fürchten muß. Wie könnte man das Bekenntnis zur Armut zu einem Beruf oder einer offiziell legalisierten Berufung machen? Hieß das nicht, ihr einen Kern zuzuschreiben, der sich in das Legalisierbare einpassen läßt? Würde man sich dann nicht dazu verurteilen, alles Handeln aus einer Wesenheit ableiten zu müssen?

Glücklicherweise erlaubt die Legende oder die Erzählung einen fruchtbaren, kreativen Unterschied zwischen dem ersten Handeln, das der Legende oder der Erzählung zugrunde liegt, und seinem weiterlebenden Erbe. Wenn es nur eine Regel gäbe, wäre Franz nicht aktuell, sondern sein Orden würde das Schicksal vieler anderer Orden teilen, die daran ersticken, daß sie als Ausweg aus der Krise ihre Ursprünge wieder zum Leben erwecken und aktualisieren wollen. Dort, wo keine Legende besteht, tötet ein Orden sich, wenn er die eigene Ordensverfassung neu zu interpretieren und anzupassen sucht. Hier steht das institutionelle Recht auf der gleichen Ebene wie die klassische Theologie: Es will alles auf das Ewige beziehen. So sieht man besonders seit dem Zweiten Vatikanum Orden, die über keine Legende verfügen, hinter ihrer Zeit herlaufen. Von Ordenskapitel zu Ordenskapitel, von der einen Neufassung der Ordensverfassung bis zur nächsten stellt man jedes Mal neu fest, wie wenig der Gegenwart gemäß dann alles war: Neue Normen sind noch keine neue Tat. Orden sterben, weil sie die Erfahrung eines Augenblicks, und sei es auch die Erfahrung der Ursprünge, zu der betrügerischen Ewigkeit eines Rechtes verabsolutieren wollen. Dadurch verlieren sie die Fähigkeit, in der Zeit zu leben und eine eigene Geschichte zu schreiben. Ja, seit ihren

Anfängen haben sie die Möglichkeit eines solchen Lebens in der Zeit und einer solchen Geschichte ausgeschlossen.

Die Geschichte des franziskanischen Erbes mit den vielen Streitereien und Kämpfen im Orden, mit den Übertreibungen, mit den Spaltungen des Ordens, mit seinen Erneuerungen bezeugen, wie wichtig die Legende ist. Es ist die Erzählung über das Leben und Handeln von Franz, die es dem Erbe ermöglichen, in der Zeit lebendig zu bleiben und sich schöpferisch zu verändern. Nicht die Ordensregel, nicht die Normen leisten das. Eine Bewegung, die keine Legenden hat, vergeudet ihre Energie damit, ihr Überleben abzuschern.

Diese wenigen Betrachtungen zeigen, daß eine Verwandtschaft besteht zwischen einem institutionalisierten Recht, das die Zeit auszuschalten versucht, und einer Theologie, für die die Wahrheit nur in einer zeitlosen Wesenheit gegeben ist. Das institutionalisierte Recht und die klassische Theologie meinen das Göttliche im Bleibenden und Stablen erreichen zu können. Sie betrachten die Legende und die Erzählung als minderwertig und lassen sie nicht gelten. So unterstützen sie tatsächlich diejenigen, die von der Geschichte profitieren. Die Armen und Ausgestoßenen dieser Welt können von jener Seite nichts erwarten.

Die Erzählung aber über Jesus sowie über das Leben und Handeln von Franz von Assisi kehren sich dagegen, daß das Ewige den Aufstand zähmt und erstickt.

### *III. Die gestaltende und verändernde Erzählung und Praxis*

Man kann die Legende des Franz von Assisi nicht mit einem Erbrecht oder mit einer essentialistischen Philosophie der Armut versöhnen. Ich wiederhole nochmals: Das Verhalten eines Franziskus, der sich vor dem Bischof und seinem Vater auszieht und auf alles verzichtet, ist, ohne zum Theater zu werden, unwiederholbar. Von ihrem Wesen her kann eine solche Tat nicht vorhergesehen und nicht geplant werden. Die Form der Erzählung hält diese Distanz des Einmaligen aufrecht: Ein für allemal tut Franz diese Tat. Aber gerade in dieser Einmaligkeit öffnet die Erzählung neue Möglichkeiten. Sie erzählt von einem Handeln, das in keinerlei Weise der Logik der in Entstehung begriffenen Welt des Handels entsprach. Sie redet vom Unvorhergesehenen,

und indem sie davon redet, läßt sie zum Unvorhergesehenen an anderen Orten und unter anderen Umständen ein.

Es wäre ja möglich gewesen, daß Franz alles, wie es war, für gut und richtig gehalten hätte. Seine familiäre, kulturelle und religiöse Umwelt zeichneten ihm einen Weg vor, nach dem er in Ehren leben konnte. Als ein ehrlicher Geschäftsnachfolger seines Vaters hätte er nach den Auffassungen seiner Zeit als guter Christ leben können. Ohne auf sein Christsein zu verzichten, hätte er in den Streitereien und Auseinandersetzungen zwischen den Städten mitmachen können: Viele Ritter und angesehene Leute gingen damals auf diese Weise in den Kampf, und niemand hätte daran gedacht, ihnen das Christsein abzuerkennen. Er hätte auch ehrlich und überzeugt in den Kreuzzug ziehen und dort kämpfen und sich mit vielen tapferen Taten bewähren können. Niemand hätte darin einen Widerspruch zu den Idealen des Christentums gesehen. Im Gegenteil, man hätte ihn gelobt und geehrt, weil er den Mut gehabt hätte, für die Befreiung des Grabes Christi aus der Hand der Ungläubigen mitzukämpfen.

Franz hat sich dagegen für Unvorhergesehenes entschieden. Dieses Unvorhergesehene war die Revolte gegen die Logik einer Klasse, einer Stadt, einer Zivilisation. Franz war ein Christ. Er war es aber anders als seine Zeitgenossen. Die Tat des Franziskus, der auf alles verzichtet, bricht mit den Sicherheiten der Mehrheit, mit jahrhundertalten Gewohnheiten, mit überlieferten Überzeugungen. Jetzt fordert die Zeit ihre Rechte wieder. Sie fordert sie in Franz von Assisi. Er setzt den Menschen vor ihren Augen die schöpferische Kraft frei, die ihrer Freiheit und mehr noch dem Geist, der vom Evangelium herkommt, innewohnt.

Mit der Legende des Franz von Assisi ist es wie mit der Leidensgeschichte Jesu. Viele versprachen sich einen Vorteil davon, daß sie diese Leidensgeschichte banalisierten, sie in eine Logik der Sühne und einer zurückzubezahlenden Schuld hineinpreßten, sie zu einer Antwort auf die Notwendigkeit machten, zwischen Sünde und Gnade einen Ausgleich und Aussöhnung zu finden. So werden die Ausbeuter und Profiteure zufriedengestellt und beruhigt: Alle sind sich in ihrer Klage über ihre Sündenverfallenheit einig, alle tragen die Last ihrer Sünden; alle sind in dieser Hinsicht gleich. Das Leiden, das zu einer Theorie uminterpretiert wurde, garantiert so-

wohl die Unabänderlichkeit und Unvermeidbarkeit der Sünde wie die unabänderliche Möglichkeit der Gnade. Wer stirbt, nachdem ihm gerade zuvor Vergebung geschenkt worden ist, ist unschuldig, hat alle Makel abgewaschen. Sonst darf es überall weitergehen wie zuvor: Die Profiteure dürfen profitieren, die Ausbeuter ausbeuten. Das Leiden wird zum Paradigma eines ewigen Spieles vom Tod und vom Leben, vom Guten und vom Bösen, vom Erbarmen und von der Gerechtigkeit.

Die Veränderung besteht darin, daß an die Stelle der Erzählung die Erklärung kommt: Man redet vom Tod, nicht aber von dem konkreten Tod Jesu als dem Ergebnis einer ganz bestimmten Entwicklung. Man redet von der Sünde, nicht aber von einer Sünde der Führer des Volkes. Jeder kann ohne eine konkrete Gefahr für sich einen Text, der durch eine solche Interpretation unschädlich gemacht worden ist, lesen: Dieser Text gibt nichts mehr her, kann nichts mehr bewirken, kann keine neue Geschichte anfangen lassen.

Am Tag aber, an dem die Ausgestoßenen und Ausgebeuteten den Text wieder lesen werden, wird dieser Text wieder zur Erzählung. Der Theorie und der Übersetzung, die sich des Textes bemächtigt hatten, um ihn zu entkräften und ihm seine Aussage zu nehmen, wird er wieder genommen. Es handelt sich dann in diesem Text nicht mehr um ewige Gestalten, die sich einen kosmischen Kampf liefern. Man hatte ja den Text als Kämpfer und Verbündeten der Verworfenen in ihrem Kampf für die Freiheit verworfen. Als Kämpfer dafür, daß die Ausgestoßenen nicht mehr ausgestoßen werden, wurde er selbst mit dem, was er sagte, ausgestoßen. Weil er sich gegen die den Vergewaltigten angetane Gewalt kehrte, wurde er selbst vergewaltigt.

Die Erzählung besitzt aber ihre Kraft zur Veränderung nicht in ewigen Gestalten, sondern durch Menschen, die sich in einer konkreten Situation befinden und konkrete Interessen und Bedürfnisse haben. Die Erzählung stachelt die Revolte gegen die Resignation an. Sie eröffnet uns eine Geschichte, die wir gestalten können und die so innerhalb unserer Möglichkeiten liegt. Sie kehrt sich gegen einen Fatalismus, der sich von einer Natur und einer Gesellschaft unaufhebbar bedingt wähnt. Wenn die Erzählung dem Zugriff einer essentialistischen Erklärung wieder entrissen wird, wird die Subversion durch die Erzählung wieder möglich. Die Erzählung treibt

zur Tat. Sie zwingt, sich auch auf die Folgen solcher Tat einzulassen und sich von der Dynamik, die sie auslöst, mitreißen zu lassen.

Auch mit der Legende eines Franz von Assisi kann man so auf zweifache Weise verfahren. Sie ist keine Ausnahme. Man kann sie in einer Erklärung harmlos machen und ihr ihre Verfänglichkeit nehmen. Man kann sie aber auch in der Erzählung der eigenen Tat subversiv weiter erzählen. Auf solchen zwei unterschiedlichen Ebenen wird das Erbe des Franz von Assisi weitergereicht. Entweder ist seine Armut eine Manifestation des Ewigen, das fasziniert und fixiert. Oder seine Armut ist ein Handeln, das einlädt, sich selber auf die Gestaltung einer Geschichte einzulassen. Derjenige, der die Legende liest oder hört, entscheidet sich für den einen oder den anderen Umgang mit der Legende, aber nur derjenige, der die Legende als Einladung liest oder hört, sie im eigenen Leben weiterzuführen, respektiert ihren Text. Der andere Leser strengt sich aus Gründen, die der Legende fremd sind, an, ihr ihre Geschichtsmächtigkeit zu nehmen. Die scheinbare Ewigkeit, der Äternismus der Erklärung, auf die er sich bezieht, will verhindern, daß das Evangelium eine Kraft behält, die die Gesellschaft umgestalten und verändern kann. Ein solcher Leser liefert sich Interessen aus, die sich mit der Dynamik der Legende nicht versöhnen lassen.

### *Schlußfolgerungen*

Franz sollte kein Spekulationsobjekt der Theologie sein. Sondern er ist der Held einer Legende und der Heilige einer Kirche. Die Theologien, die die Legende zu der Veranschaulichung ewiger Tugenden reduzieren wollen, wollen die gefährliche Kraft austreiben, die von der Tat des Franz von Assisi ausgeht. Sie meinen, mit einem Erbe fertig zu werden und es dann auch in ihrem Sinne zu rechtfertigen, indem sie diesem Erbe seine subversive Pointe nehmen. Sie wollen den Ritus, sie machen aus Franz ein Objekt ihres Kultes. Im institutionellen Recht finden sie ihren Komplizen und Mittäter.

Die Legende aber wehrt sich. Sie bringt ein unerwartetes und unvorhersehbares Handeln wieder in Erinnerung. Sie ist in ihrer narrativen Öffnung der Zukunft die Herausforderung, die Legende auf kreative Weise wieder aufzunehmen und zu entfremden.

Vielleicht wäre es angebracht, daß man weniger Mühe aufwendet, eine Theorie der Narrativität zu konstruieren, als wieder Legenden entstehen zu lassen und zu erfinden und sie sich gegenseitig zu erzählen.

Aus dem Französischen übersetzt von Karel Hermans

## CHRISTIAN DUQUOC

1926 in Nantes, Frankreich, geboren. 1953 Priesterweihe. Studium an der Ordenshochschule der Dominikaner in Leysse, an der Universität Freiburg i. Ue., an den Fakultäten von Le Saulchoir (Paris) und an der Ecole Biblique in Jerusalem. Promotion zum Dr. theol. und Diplom der Ecole Biblique. Professor für Dogmatik an der Theologischen Fakultät Lyon. Mitherausgeber der Zeitschrift *Lumière et Vie*. Veröffentlichungen u. a.: *L'Eglise et le Progrès*; *Christologie* (2 Bde.) Paris 1972. Anschrift: 2, Place Gailleton, F-69 Lyon 2, Frankreich.